

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 114. Bromberg, den 18. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(5. Fortsetzung.)

Der Stein sollte jedoch nun erst recht ins Rollen kommen. Die Lagerdisziplin war ja in gröblichster Weise verletzt worden. Nicht die Posten, sondern die zurückgebliebenen Kriegsgefangenen waren an dem Verbrechen schuld. Sie alle hätten sorgsam darüber wachen sollen, daß keiner ausriß. Also mußten entsprechende Strafmaßnahmen ergriffen werden. Den sündhaften Musikanten wurden die Instrumente weggenommen. Hatten sie doch schon einmal — nämlich beim Fall von Warschau — vor dem Dienstgebäude des Lagerkommandanten Parademärsche gespielt! Der Spielplatz wurde nicht mehr geöffnet, die Post aus Deutschland nicht mehr verteilt, alle Kostzulagen blieben aus, die englischen Zeitungen durften nicht mehr an Kriegsgefangene geliefert werden. Kein Tag verging, an dem der Kommandant nicht eine neue Strafmaßnahme erdachte. Die Gefangenen behielten aber trotz alledem ihre gute Stimmung und murrten auch dann nicht, als man ihnen nicht viel mehr als das nackte Leben ließ.

Im Gegenteil, sie standen alle für die Sache ein, die die fünf ausgefressen hatten. Eines schönen Tages entschlossen sie sich zu gemeinsamen Demonstrationen. Mit einer Kapelle, die auf Konservenbüchsen und Kämmen musizierte, rückten sie im Parademarsch vor das Kommandantengebäude und forderten bessere Bedingungen, die ihnen aber abgeschlagen wurden. Daraufhin legte der deutsche Lagerleiter sein Amt nieder, ebenso verzichteten die Stuben- und Barackenältesten auf ihre Ehrenämter. Mit Sang und Klang marschierten die Tausende durch die Barackenstadt, und den Bewohnern von Dorchester war es, als säßen sie auf einem Pulverfaß.

Der Lärm wollte kein Ende nehmen, vielmehr wurde er jeden Tag schlimmer. — In der Stadt grassierten schon die wildesten G e r ü c h t e: Der Kommandant war gleich am Anfang ermordet worden, Dutzende von Gefangenen machten die Gegend unsicher, die halbe Stadt hatten sie schon unterminiert.

Eines Morgens staunten die Bürger von Dorchester nicht wenig, als Hunderte, ja Tausende von englischen Soldaten in Kriegsausrüstung in die Stadt einrückten; denn jetzt bestand kein Zweifel mehr, daß die Lage höchst ernst war, ernster als man glaubte. „Hurra!“ so rief man aus den Häusern, „Hurra!“ so scholl es in den Straßen. Man mußte den Truppen Mut machen. Fünftausend Mann mit Geschützen, Maschinengewehren und sonstigem Feuerzeug waren unterwegs, dazu ein ganzer General.

Um das Gefangenenlager wurde eine Art eiserner Ring gelegt, zum Schutze der Bevölkerung. Feuerschlünde wurden auf die Kartenhäuschen jenseits des Stacheldrahtes gerichtet: Es sah wirklich äußerst gefährlich aus.

Als nun die aufgeregten Einwohner lauschten, ob bereits ein Maschinengewehr im Gange sei oder eine Kanone geladen werde, da sammelten sich die Kriegsgefangenen auf einem kleinen Platze mitten im Lager. Mitten auf dem Platze stand ein wackliger Tisch und darauf e i n f e s t e r M a n n. Er sprach, sprach immerfort, mit Donnerstimme, die weithin gehört wurde, und niemand dachte mehr an die Feuerschlünde oben auf der Anhöhe. Was für ein Mann mußte das sein, der jetzt noch zu reden wagte! Den Infanteristen auf und vor der Mauer zuckte es in der Hand, sie hätten ihn am liebsten niedergeknallt, diesen Führer der Aufständischen.

Keiner von den Engländern wußte, was der Mann sprach. Deswegen hatte man zwei Dolmetscher aufgetrieben und brachte sie unter militärischer Bedeckung samt dem Kommandanten ins Lager. Sie konnten es aber noch nicht hören, was der Unerschrockene sprach:

„Vorbildlich müssen euch die Kameraden sein, die ihr Leben eingesetzt haben, um ihren Truppenteil zu erreichen. Das sind noch Soldaten. Wir aber werden das Unsrige zu tun wissen, zusammenstehen und aushalten oder, wer die Kraft in sich fühlt, denselben Weg gehen, den uns die fünf vorgezeichnet haben . . .“

Eben hatten die Dolmetscheroffiziere ihre Ohren gespitzt, um jedes folgende Wort abzufangen und dem Kommandanten zu übersetzen; da hörten sie nur noch die letzten Worte:

„So, hier mache ich Schluß. Punktum!“

Dann strömten die Massen auseinander. Es war ruhig geworden, seitdem der eine Mann gesprochen hatte, und diese Ruhe veranlaßte nach Tagen die Truppen wieder abzureisen.

Der Kommandant hatte es beim Kriegsministerium durchzusetzen gewußt, daß das Lager zersprengt wurde. In Abteilungen von zweihundert Mann verließen die Deutschen unter schärfster Bewachung die Stadt und wurden nach anderen Lagern gebracht. Das alte Waschhaus verschwand vom Erdboden, ebenso ein Teil der Lagermauer, der durch ein neues Stück, fest wie das Gemäuer einer Zwingburg, ersetzt wurde.

Es dauerte nicht lange, da war das Lager geräumt. Bald darauf aber las der Kommandant in einem großen Siegelbriefe, daß auch er gehen mußte.

10. Zerrissene Maschen.

Drei sauber gekleidete Burschen — sie schienen aus der näheren Umgebung der Stadt Dorchester zu sein — trotteten nach dem Bahnhof. Der eine von ihnen trug ein armseliges Köfferchen, das aber doch wohl einiges durchgemacht hatte; denn es war unansehnlich und auch nicht so ganz sauber. Der Milchmann grüßte die drei wie alte Bekannte, sie dankten, wenn auch nicht allzu eifrig. Am Bahnhof genoß ein Schutzmann die Morgenluft. Er war ebenfalls sehr freundlich und musterte die Leutchen, die sich allmählich zum Morgenzuge Richtung London einfanden. Einer der drei kaufte sich eine Zeitung, wie er es wohl jeden Tag zu tun pflegte, blätterte lässig darin und wechselte mit den anderen

ein paar englische Worte, so daß sie der Schutzmann hören konnte. Kurz vor 7 Uhr sollte der Morgenzug abgehen. Es war aber noch reichlich Zeit.

So etwa standen wir in der freien Welt, wenig beachtet, geduldet und ungefährdet. Noch wußte ja niemand, daß „der Löwe los" war. Wir waren unserer Sache ja so sicher und hatten bei alledem Augen wie Jaguare auf der Lauer. Am Fahrkartenschalter verlangte ich ruhig „drei Einfache 3. Klasse nach Waterloo!" das war der Londoner Bahnhof, auf dem wir ankommen mußten. Ich erhielt sie, als ich an der Reihe war. Warum auch nicht?

*

Während wir nun kurz vor Einfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig hin- und herschlenderten, nahmen uns zwei Männer aufs Korn, Männer in Arbeitstracht, mit Bindfäden um die Hosenbeine unterhalb der Knie als eine Art primitiver Gamaschen, mit großen geflochtenen Werkzeug- und Frühstückstaschen in den Händen. Die beiden näherten sich uns immer wieder, als wollten sie horchen, was wir sprachen. Wir redeten wenig, und was wir uns zu sagen hatten, konnten sie ruhig hören.

Nach einer Weile bemerkte der eine der Neugierigen zu seinem Arbeitskollegen:

„Die Kerls sind mir verdächtig, Bert. Den einen habe ich bestimmt im Gefangenenlager gesehen, als wir die Rohre legten."

Bert schüttelte den Kopf und meinte, daß es unmöglich Gefangene sein könnten; denn sie sprächen ausgezeichnet Englisch. Er hätte ja gehört, wie der eine die Fahrkarten gelöst habe.

„Die sprechen alle Englisch", entgegnete der andere, „sie lernen's schon in der Wiege, anders als bei uns. Füchse sind das, die Deutschen. Alles ist bei ihnen auf diesen Krieg zugeschnitten. Neulich habe ich mich mit dem einen, dem Schwarzhaarigen, famos unterhalten."

Das hörte der Lotse, der damit gemeint war, und nahm uns auf die Seite: „Wenn der Zug kommt, folgt mir, damit wir nicht ins Gedränge kommen!"

Der Zug schnaubte heran. Die übliche Unruhe unter den Wartenden machten wir uns zunutze, um ein leeres Abteil zu erspähen. Der Lotse jagte voran, nach der Lokomotive zu, stieg ein, und wir hingen an seinen Rockschößen.

Kaum hatten wir uns die Ecke des Abteils gesichert, da trauten wir unseren Augen kaum, als sich die beiden Sonderlinge, die uns auf dem Bahnsteige schon in so ungehöriger Form gemustert hatten, zu uns gesellten. Sie hatten sich allem Anschein nach gegen uns verschworen.

Der Fähnrich kroch hinter seine Brille und tat sehr schläfrig. Der Lotse sah zum Fenster hinaus und genoß die Landschaft. Ich las in der Zeitung, die ich mir für einen Penny gekauft hatte.

„Guten Morgen, meine Herren", begann der Unermüdliche, der uns mit seinem Freunde auf den Fersen gefolgt war. „Sie kommen gewiß schon von weit her."

Wir grüßten gebührend, und ich stand [illegible] unerhört Neugierigen Rede und Antwort.

„Jawohl, von Bristol."

„Wollen Sie noch weit heute?"

„Bis London, mein Herr."

Da war also nicht viel zu machen. Warum bloß der andere nicht redete! Dem galt doch die Adresse. Er rauchte seine Pfeife und schielte durchs Wagenfenster.

„Steht was Neues in der Zeitung?" — Der Kerl konnte einem die Laune verderben.

Ich gab halb unliebenswürdig eine ablehnende Antwort, und um ihm den Mund zu stopfen, reichte ich ihm das Blatt; aber das half nichts.

Zu dem Lotsen gerichtet, erkundigte er sich nach der Witterung. „Ein prächtiger Morgen heute, Herr!" Das war dumm und plump. Der Lotse widersprach ihm:

„Es ist teilweise noch etwas neblig, aber ich hoffe, daß es sich noch ganz aufklären wird."

Nun war der Faden für den Frager wieder abgerissen. An den Fähnrich konnte er sich nicht gut wenden; denn er war bereits eingenickt. Das ist selbstverständlich, wenn man von Bristol kommt und übernächtig ist.

Inzwischen hatte uns der Zug schon ein gutes Stück von Dorchester weggetragen. Da mußten auch die lästigen Kerls aussteigen, weil die Arbeit sie rief.

Der eine bat mich noch, ich möchte ihm beim Herunternehmen der Tasche, die im Gepäcknetz lag, behilflich sein. Das schien die letzte Nagelprobe zu sein. Beide Vaterlandsfreunde schieden von uns in aller Freundlichkeit, überzeugt davon, daß sie uns im Geiste unrecht getan hatten.

Endlich gehörte uns das Abteil allein; aber wir konnten keine wahre Freude aufbringen, da wir doch nicht wußten, ob die zwei Arbeiter, trotzdem wir das Examen mit Note Eins bestanden hatten, ihre anfänglichen Bedenken jemand mitteilen würden.

*

Der Lotse sah immer noch durchs Fenster. Als der Zug in Wareham, einer kleinen Station an der Strecke zwischen Dorchester und Southampton, einfuhr, erhob sich Volkmar wie von der Tarantel gestochen von seinem Platze, verständigte uns mit einem Blicke, ihm zu folgen: Wir stiegen aus. Jeder spürte sofort die Richtigkeit dieser Maßnahme, obwohl kein Wort gewechselt worden war. Es hatten sich ja mit der Zeit wieder allerlei Mitreisende eingefunden, alles solche, die froh waren, daß man sie in Ruhe ließ.

Wir stiegen aus, weil auf der andern Seite des Bahnsteigs ein weiterer Zug nach London stand, ein Anschlußzug, der Southampton nicht berührte.

Als wir allein ein Abteil für uns in dem neuen Zug erwischt hatten, meinte der Lotse lakonisch:

„Man kann das Hemd nicht oft genug wechseln. Das hat ja fein geklappt." Wir rauchten alle drei wie die Fabrikschlote und mußten erst die Freude über den guten Einfall des Lotsen überwinden, der ja den Anschlußzug zuerst gesehen hatte.

Unsere Stimmung wurde jedoch wieder ein wenig getrübt, als ein englischer Korporal, daheim auf Urlaub, einstieg und uns ins Gespräch zog.

Etwas an dem Lotsen mochte ihm aufgefallen sein. Wir waren sofort im Bilde.

„Sie sind gewiß nicht aus der Gegend", forschte er.

„Wir stammen aus Belgien", parierte ich.

„Aus Belgien? Alle drei? Arme Kerls, ich habe in Flandern gekämpft, ich weiß, was ihr habt durchmachen müssen."

Und nun ging eine Rede auf die „Hunnen" los, wie sie in Kriegszeiten üblich war. Wir aber brachten es nicht übers Herz, auf die Deutschen zu schimpfen, sondern lobten die Engländer, daß sie immer freundlich zu uns gewesen seien, wohin uns auch das Schicksal geworfen habe.

„Es ist ein feines Volk, die Briten", sagte der Korporal, und er zerfloß bald vor Rührung in dem Bewußtsein, daß er diesem Volke angehörte. Dann griff er in seine Rocktasche und brachte eine große Schachtel Zigaretten heraus, deren Inhalt er unter uns verteilte.

Wir nahmen die Liebesgaben und drückten ihm die Hand. Er hatte eben doch Mitleid mit uns — mit uns armen Belgiern.

Der Zug brauste der Millionenstadt London zu. Ob die anderen beiden Schicksalsgenossen auch umgestiegen waren?

(Fortsetzung folgt.)

Mut.

Humoreske von Ludwig Waldau.

Es war zum Verzweifeln: die ganze Stadt lächelte! Lachte über ihn, den wohlbestallten Provisor der altehrwürdigen Schwanen-Apotheke, die er seit dem Tode des jungen Inhabers stolz betreute. Die Jungens auf der Gasse pfiffen sogar, wenn sie ihn sahen, so laut und gellend als nur möglich: „Prinz Eugen, der edle Ritter!" Eugen hieß er zwar, Eugen Link; aber wie ein Ritter hatte er sich nicht benommen — leider! Und das war es eben, worüber man lächelte — impertinent lächelte!

O Gott, welcher Unstern hatte ihn nur an dem unseligen Freitag in das Schützenhaus geführt! Mitten in die

froele Geburtstagsbowle des Tierarztes war er hineingeraten. Mithalten hatte er müssen, daß es nur so eine Art gehabt hatte. Wo er doch fast gar nichts vertrug! „Los — ex!" hatte die Bande immer kommandiert. „Nur nicht feige kneifen, Provisorchen!" Was Wunder, daß er, als er sich um Mitternacht doch endlich heimlich drücken konnte, einen Schwips hatte, der für drei gelangt hätte!"

Traurig über diesen seinen Sündenfall, war er dann im Mondschein die Schützenallee hinuntergewedelt, sehr entsetzt über seinen torkelnden Riesenschatten. Da auf einmal, am Werkplatz des Baumeisters Mischke, war hinter den Bretterstapeln hervor der größe, schwarze Köter des Baumeisters wütend bellend auf ihn losgefahren und er — Eugen Link, Provisor der Schwanen-Apotheke — war im ersten heftigen Schreck an einem der kleinen Apfelbäume emporgehastet, die die Schützenallee flankierten. Und in dieser schmachvollen Situation hatten ihn Mitglieder der Liedertafel angetroffen, die gerade aus der Singestunde kamen. Gewiehert vor Lachen hatten sie, als sie ihn auf dem Bäumchen entdeckten; denn der Hund wütete wohlverwahrt hinter dem hohen Zaun des Werkplatzes, was ihm natürlich in seiner Umnebelung völlig entgangen war. Und nun lächelte, lachte die ganze Stadt über ihn, den „edlen Ritter" aus der Schwanen-Apotheke!

Mit gallebitterem Gesicht hantierte Eugen Link hinter seiner Theke in der Schwanen-Apotheke. Gestern abend hatte er Frau Josepha, seiner Chefin, den Kündigungsbrief oben an der Wohnung in den Briefkasten gesteckt. Nur fort von hier, fort aus der Stadt, in der er sich unmöglich gemacht hatte! Fort, so schwer es ihm auch wurde. Fast vier Jahre lang leitete er nun die liebe, alte Apotheke. Fast vier Jahre lang hatte er nun umsonst gehofft, daß . . . Freilich, Frau Josepha mochte es wohl nie geahnt haben, daß er ihr so gern, ach, so gern einmal zärtlich über den blonden Scheitel gefahren wäre und sie sein herziges Weib genannt hätte. In seiner Schüchternheit hatte er natürlich auch noch nie den geringsten Annäherungsversuch gewagt. Und — vielleicht war es auch ganz gut so gewesen. Da fiel jetzt der Abschied leichter. Hoffentlich fand sich bald ein geeigneter Nachfolger für ihn, denn der Boden brannte ihm unter den Füßen. —

Das Haustelephon klingelte. Bebend nahm Eugen Link den Hörer ab — richtig: Frau Josepha! „Ach, bittschön, Herr Link, möchten Sie nicht einmal heraufkommen zu mir? Ich hätte was mit Ihnen zu besprechen — ja?" — „Gewiß, gewiß! Komme sofort!" Ganz heiser vor Aufregung, stotterte er es in die Sprechmuschel. Und nun ging er hinauf, ganz langsam. Es war ein schwerer Gang. Nun kam die gefürchtete Aussprache über sein Entlassungsgesuch.

Frau Josepha öffnete selbst! „Ah, der Herr Provisor! Bittschön, treten Sie ein! — So, nun nehmen Sie Platz, Herr Link!" Sie setzte sich an den Schreibtisch. Dann nahm sie sein Schreiben in die Hand. Er sah es. Und nun sagte sie mit ihrer weichen, lieben Stimme ganz traurig: „Fort wollen Sie von hier, Herr Link? Die Schwanen-Apotheke wollen Sie im Stich lassen? Und warum? Ach, ich weiß schon", winkte sie ab, als er reden wollte. „Weil Sie nachts mal auf dem Bäumel in der Schützenallee g'sessen haben. Ach, Sie Kindskopf, Sie! Wegen so was reißt doch a Mann nit aus! Freilich" — und nun stand sie auf und blickte trübe vor sich hin —, „wenn Sie nix hier hält! Ich hab' freilich manchmal gedacht, daß wir zwei . . ." Nun hielt sie wieder inne. Dann aber strahlten auf einmal ihre Blauaugen hinüber zu dem, der sie verlassen wollte, und leise und süß klang es durch den Raum: „Eugen, warum hast du noch nie den Mut gehabt und hast mich gefragt, ob ich dich nicht mag?"

Schlumps, der Wolfsspitz, traute in seiner Ecke seinen Augen kaum, als plötzlich sein Spezi, der Provisor, mit einem Jubelruf Frauchen in seine Arme riß und beide sich küßten, als wären sie allein auf der Welt.

Im Städtchen aber lächelte bald niemand mehr: der Provisor — die Frau Josepha mitsamt der Schwanen-Apotheke! So ein Mordskerl!"

Napoleons I. mißglückter Selbstmord.

Interessante Ergebnisse neuester Geschichtsforschung.

Kaum ein anderer Großer der Weltgeschichte hat das Interesse der Geschichtsforschung derart in Anspruch genommen, wie Napoleon I. Man müßte eigentlich annehmen, daß sein Leben bis in alle Einzelheiten durchforscht und bekannt ist. Dem ist jedoch nicht so. Erst jetzt konnte festgestellt werden, daß Napoleon in den Tagen seiner Abdankung einen Selbstmordversuch unternommen hat, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Napoleon — und Selbstmord! Die Gestalt des großen Korsikaners erscheint in einem neuen Lichte. Ein großartiges Schicksalsdrama bekommt eine neue, unerwartete Wendung.

In der altehrwürdigen französischen Zeitschrift „Revue des deux Mondes", die erst kürzlich ihr hundertjähriges Bestehen feierte, werden jetzt Aufzeichnungen eines Zeitgenossen Napoleons, des Generals Colincourt, veröffentlicht, der seinerzeit der französische Gesandte in St. Petersburg war und sich jahrelang des besonderen Vertrauens seines Kaisers erfreute. Er war Zeuge des „Todeskampfes von Fontainebleau" gewesen, jener kritischen Tage, die durch die Schlacht von Leipzig eingeleitet und mit der Abdankung Napoleons am 11. April 1814 beendet wurden.

Am 12. April 1814 wurde der Abdankungsakt Napoleons durch die Sieger fertiggestellt. Der Vertreter des russischen Zaren Alexander I., Graf Schuwalow, wurde der Ehre teilhaftig, den Abdankungsakt nach dem bei Paris gelegenen Schloß Fontainebleau zu bringen. Der gestürzte Beherrscher Europas erklärte sich bereit, auf die Insel Elba zu gehen, aber bis zum letzten Augenblick hoffte er, daß seine Gattin, die Kaiserin Maria Luise, und sein Sohn, „der König von Rom", die italienische Provinz Toscana als Besitztum erhalten werden. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Maria Luises Vater, der Kaiser von Österreich, hatte entschieden, daß seine Tochter in das Elternhaus zurückkehre und daß ihr die Möglichkeit genommen werde, Napoleon wiederzusehen. Dieser Beschluß hat Napoleon aufs tiefste erschüttert. Erst jetzt wurde ihm die Tiefe des Abgrundes, in den er gestürzt war, begreiflich. In den Tagesstunden des 12. April war in ihm der Selbstmordplan gereift.

Abends unterhielt er sich lange mit General Colincourt über das Heer, über die Flotte, über die Zukunft Frankreichs. Die lange Unterredung hatte ihn sichtlich angestrengt. Er unterbrach sie mit folgenden Worten:

„Ich muß ausruhen, Sie auch . . . Gehen Sie schlafen. Ich werde Sie im Laufe der Nacht noch kommen lassen."

Um 3 Uhr früh wurde Colincourt geweckt, der Kaiser wollte ihn sprechen. Napoleon empfing ihn, im Bette liegend. Er begann über Maria Luise zu sprechen, über seinen Sohn, der zahlreichen Erniedrigungen ausgesetzt ward, über seine Absicht, den Friedensvertrag nicht zu unterzeichnen, der Frankreich auf die Gnade der Sieger auslieferte. Dann reichte er dem General Colincourt den frischgeschriebenen Brief an die Kaiserin und sagte:

„Geben Sie mir Ihre Hand, Colincourt, umarmen Sie mich. Bald wird es mit mir zu Ende sein. Schreiben Sie alles auf, was ich Ihnen in diesen Tagen gesagt habe. Übergeben Sie diesen Brief der Kaiserin. In dieser Mappe liegen Briefe, die Maria Luise an mich geschrieben hat; die soll mein Sohn bekommen, wenn er groß ist. Sagen Sie der Kaiserin, daß ich mit ihr glücklich war. Den Thronverlust bedauere ich nur meiner Familie wegen. Aus meinem Sohn wollte ich einen Menschen machen, der würdig wäre, Frankreich zu regieren."

Er sprach noch lange. Seine Stimme wurde immer schwächer. Es war ihm anzusehen, daß er unter großen Schmerzen litt. Colincourt begriff, daß der Kaiser sich vergiftet hatte. Sofort ließ er den Arzt rufen.

Napoleon wurde unruhig:

„Lassen Sie niemanden hereinkommen. Das ist der letzte Dienst, den Sie mir erweisen sollen."

Die Schmerzen wurden immer größer. Napoleon warf sich im Bette herum. Seine Stirn war schweißbedeckt. Er fieberte, das Reden wurde ihm ganz schwer, aber er fuhr fort, Anordnungen zu erteilen.

„Sagen Sie Josephine, daß ich an sie gedacht habe . . . ach, wie schwer ist es, zu sterben!"

Der Arzt erschien, Napoleon wandte sich an ihn mit den Worten:

„Doktor, geben Sie mir eine neue Dosis Gift, das ist Ihre Pflicht, Sie haben kein Recht, mir dies zu verweigern."

Der Arzt war sehr aufgeregt. Er antwortete dem Kaiser, daß er kein moralisches Recht habe, Gift zu verabreichen, daß er kein Mörder sei. Indessen stellte sich bei dem Kaiser ein starker Brechreiz ein. Das Brechen, von furchtbaren Schmerzen begleitet, dauerte bis 7 Uhr früh. Dann fiel Napoleon in einen Dämmerzustand. Um 11 Uhr hörten die Schmerzen auf. Napoleon sagte:

„Ich habe mich mit meinem Schicksal ausgesöhnt, der Tod wollte mich nicht nehmen — weder auf dem Schlachtfelde, noch im Bett . . . Es muß das natürliche Ende abgewartet werden."

Das ist die Geschichte des Selbstmordversuchs Napoleons. Daß der Kaiser sich das Leben nehmen wollte, wußte man aus dem Bericht seines treuen Kammerdieners Constant. Aber dieser Bericht enthielt eine Reihe von Widersprüchen und schien nicht ganz glaubhaft zu sein. Jetzt, nach den Veröffentlichungen Colincourts, steht es endgültig fest, daß Napoleon in der Nacht vom 12. zum 13. April 1814 sein Leben beenden wollte. Einige Tropfen Gift mehr — und die Geschichte hätte nichts von Elba, den heroischen „hundert Tagen" und der entsetzlichen Agonie auf St. Helena gewußt.

S.

Die modernen Tänze.

Fräulein Mizzi tanzt schon den ganzen Abend im Tanzpalast „Picadilly" mit den verschiedenartigsten jungen Herren. Sie tanzt blendend. Walzer mag sie nicht, sie kann ihn auch nicht, aber sie ist eine Meisterin in Tango, Onestep, Twostep, Charleston.

Ihre Tänzer staunen. Sie bringt ihnen schon bei, was eine Harke ist. Es kommt ihr auch gar nicht darauf an, daß diese oder jene ältere Dame an ihren Bewegungen und an der Enthüllung ihrer Reize Anstoß nimmt. Sie tanzt eben und das Leben ist für sie überhaupt nur ein Charleston.

Einem ihrer Tänzer wird es zu heiß, als sie ihn mit fliegendem Röckchen nur so durch den Saal wirbelt. Er sucht zu bremsen, aber Mizzi führt. Sie ist die geborene Führerin. Alles schaut zu und staunt. Der junge Mann sieht es.

„Sie haben den Teufel im Leibe, Fräulein Mizzi. Mir fällt das gerade so ein: Was würde wohl Ihre Frau Großmama sagen, wenn sie Sie so tanzen sähe."

Mizzi hält mitten im Tanz inne und führt ihren Tänzer zur Seite.

„Oh, das trifft sich ja glänzend. Das können Sie gleich erfahren. Sehen Sie dort drüben das Paar, die Dame mit dem Silberstreifen am Kleide. Das ist meine Mama. Sie tanzt mir zu flau. Aber dahinten, die Dame mit dem grauen Bubikopf und dem kurzen Franzenröckchen, das ist meine Großmama. Die wollen wir gleich mal fragen, wie sie über die neuen Tänze urteilt."

Anton Friedrich.

Die nicht geschriebenen Ansichtskarten.

Ein jung verheiratetes Berliner Paar, Kappelt mit Namen, hatte in einem Opelwagen seine Hochzeitsreise angetreten, die bestimmungsgemäß nach dem Rhein führen sollte: aber 14 Tage lang nichts von sich hören lassen. Ein nicht vorstellbares Kuriosum für die Mutter der jungen Frau, daß die jungen Leute einen geschlagenen halben Monat lang nicht das geben, was für sie im eigentlichen Sinne ein Lebenszeichen bedeutet. So hält sie die nicht eintreffenden Lebenszeichen für Todeszeichen und alarmiert die Polizei. Die Presse bemächtigt sich der Sache und stellt schreckliche Vermutungen auf: Mit dem Auto in den Rhein gestürzt? Auf einsamer Landstraße von Räubern erschlagen?

Aber nein, im ungeeignetsten Augenblick, als gerade die spannendsten Hypothesen auftauchen, trudeln die Hochzeitsreisenden in bester Laune und lächerlich wohlbehalten in Berlin ein. Es ist ihnen nicht das Mindeste zugestoßen. Sie haben nur, weil das Wetter so schön war, ein paar Abstecher gemacht und die Reise etwas länger ausgedehnt, als vorgesehen war. Die publizistische und kriminalistische Seite der Angelegenheit ist damit erledigt; aber noch nicht das familiäre. Nie wird es die Mutter der jungen Frau verstehen können, wieso Leute, die eine Reise machen, und noch dazu eine Hochzeitsreise, keine Ansichtskarten schreiben, wo doch in ihrer Jugend der Ehrgeiz, durch Ansichtskarten über die Tatsache des Verreistseins den Verwandten- und Bekanntenkreis zu orientieren, zuweilen geradezu das Motiv der Reise war.

Eine seltsame Generation, die heranwächst, neue, unheimliche Menschen: Menschen ohne Mitteilungsbedürfnis. Schlechte Zeiten drohen der Ansichtskartenindustrie. Die Kappelts sind ihre Totengräber. Eines Tages werden eine verklungene Sage die geflügelten Worte sein, die vergangenen Geschlechtern bei jedem kleinsten Abschiednehmen erbarmungslos um die Ohren geschlagen worden sind und ihr Schwatzbedürfnis provoziert haben, die Worte: Lassen Se mal von sich hören! Schreim Se mal!

Hans Bauer.

Bunte Chronik



* **Geld bedeutet nicht alles.** Die gesamte Londoner Presse beschäftigt sich zurzeit mit einem sonderbaren Mann, einem gewissen Maurice Pieters. Seine Mutter starb vor sechs Jahren in Texas und hinterließ ihrem Sohn die Kleinigkeit von 1½ Millionen Pfund. Das Vermögen ist inzwischen durch Zinsen und Zinseszinsen bedeutend gewachsen. Jedoch hat Mr. Pieters bis jetzt noch keine Zeit gefunden, seine Erbschaft anzutreten. Mr. Pieters bezeichnet sich selbst als philosophischen Geschäftsmann. Er hat Handelsbeziehungen in der ganzen Welt und arbeitet zu gleicher Zeit an einem philosophischen Werk. „Ich kümmere mich nicht um dieses Geld", erklärte der Sonderling dem Berichterstatter einer großen Londoner Zeitung. „Selbstverständlich sind 1½ Millionen Pfund eine große Summe, aber Geld bedeutet doch nicht alles in der Welt. Ich soll die Erbschaft mit meinem Bruder teilen. Ich bin eigentlich nicht reich, aber ich kann mich als wohlhabend bezeichnen. Die Formalitäten, mit denen die Aushändigung der Erbschaft verbunden ist, sind mir äußerst lästig. Außerdem habe ich ja Zeit. Wenn ich schon sechs Jahre gewartet habe, kann ich noch einige Zeit warten, bis ich Gelegenheit habe, nach Texas zu fahren und mich dort mit langweiligen Geschichten zu beschäftigen."

* **Die schwersten Hüte der Welt.** Die schwersten Hüte der Welt dürften die Träger des bekannten Fischmarktes von Billingsgate in London auf dem Kopfe haben. Da die engen Straßen um diesen Markt bei Verwendung von Karren sehr rasch verstopft werden würden, so ist es bei den Fischkastenträgern eine alte Tradition, die schweren Fischkästen auf dem Kopf an ihren Bestimmungsort zu befördern. Sie tragen dabei riesige Hüte, die den Druck der schweren Kisten mildern sollen. Jeder dieser Hüte wiegt 4½ Pfund und ist aus Leder und Filz gefertigt, wobei zwischen der äußeren, aus Kernleder bestehenden Oberschicht und dem Filz eine dicke Polstereinlage eingefügt ist. In dem ebenfalls aus starkem Leder bestehenden Band ist eine richtige Ablaufrinne für das aus den Kästen abtropfende Wasser eingefügt. Diese Hüte kosten 35 Schilling das Stück und werden sämtlich nach Maß bei einem bestimmten Hutmacher angefertigt. Allerdings haben sie auch eine Lebensdauer von 10 bis 20 Jahren. Übrigens pflegen diese Fischkastenträger einen eigentümlichen Aberglauben hinsichtlich der Hüte. Ein solcher Hut darf niemals gereinigt oder repariert werden, sonst verläßt den Besitzer das Glück. Wenn daher ein solcher Hut schadhaft geworden ist, wird er weggeworfen und durch einen neuen ersetzt. Niemals im Leben würde man einen Fischkastenträger von Billingsgate dazu bekommen, einen reparierten Hut aufzusetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.